

# Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

## Jula.

Sitze von Erich von Mauern.

Die letzten Tage und Nächte vergehen im Abschiedstaumel. An allen Ecken und Enden spielt man ihm Musik auf, läßt Zigarren und Wein auftragen, trinkt auf die Zukunft, die mit Gold gepflastert scheint, singt und lacht, gröhlt Witze und Zweideutigkeiten.

Zur ist niemals nüchtern und ist dessen froh. Nur einmal, als er wieder nach vollem Gelage in der Morgengröße heimkehrte, erweckt ihn der schrille Pfiff des Zuges und schleudert ihn in die Wirklichkeit.

Er sieht seine verfallene Gütte, in die der Regen rieselt, die moerigen, ungedüngten Felder, die das Hochwasser alljährlich mitreißt, den sumptigen Wiesenstreifen, der einer Krötenlache gleicht. Er sieht ein stiches, bedrücktes Weib, das mit Sorge und Krankheit kämpft, und die vier unmündigen Kinder, die nicht fassen können, daß der Vater auswandern will, und die sich dennoch in unbestimmter Bangigkeit an den Kopf der weinenden Mutter hängen. Und dann sieht er sich, den Säuer...

An solchen Tagen schämt er sich, ist voll Selbstanklagen, Reue, guter Vorsätze. Weinerlich und hilflos schleicht er seinem Weibe nach wie ein Hund, schaut treuherzig zu ihr auf, leckt ihr die rauhe Arbeitshand.

Und die Nächte sind voll Zärtlichkeit und Leidenschaft...

Jula, sein Weib, läßt ihn gewöhnen, mit demselben Gefühl, mit dem sie der Arbeit nachgeht — stumpf und willenlos wie ein Laotier.

Ab und zu legt sie ihre Hand auf die Brust, in der es raselt, bohrt und sticht, und aus der der trockene, hohle Husten bringt wie aus einem tiefgewölbten Kellerloch.

Beim schlendern Schein des Herdfeuers packt Jula dem Auswanderer einen kleinen schwarzgestrichenen Koffer mit dem weißgemalten Namen und der Luvsungnummer auf dem Deckel.

Es ist ihr, als bittete sie ihr Liebste in einen Sarg. Sie stellt das vorgeschriebene Wasserkrüglein zurecht, auf dessen Grund ihre heimlichen Tränen fallen und knüpft in das rotgewürfelte Tuch das Geld für das Zwischendeck, den Paß, eine winzige Antoniusstatuette in blankgeputzter Blechhülle und die geweihte Münze, die Tag und Nacht an Julas kranker Brust gelegen hat.

Dann sieht man beim Abschiedsmahl. Keines spricht ein Wort. Keines rührt sich. Man hört nur das Schließen der Wasserluppe, das Aufziehen der verhaltenen Seufzer. Alle leiden unter diesem Stillschweigen. Dennoch wagt niemand, es zu unterbrechen.

Jetzt steht Jura auf, schlägt mit turnenden Fingern ein Kreuz und füllt wie alltäglich die rote Lampe unter dem Bild des Kreuzigen, dessen goldenes Hüftentuch schimmert und gleißelt wie eine Verheißung. Wie zitternde Kinderstimmen leeren ein Gebet. Und ein von Husten zerrissenes Amen schwebt durch die Luft.

Weit draußen hört man die ersten Jauchzer — verschwommen wie die Hoffnung auf eine Freude, die in fernem Tagen liegt. Harmonikalaute steigen auf, sinken nieder, verklängen und kommen wieder wie Grillengestirpe in einer Sommerwiese. Jetzt fällt der Rhythmus eines fröhlichen Marschliedes ein. Und das Stempeln müdegekehrter Schritte gibt den Takt dazu.

Die Dorfbesessenen holen Jura ab. Sie tun, als ginge es zu einer Hochzeit und glauben, damit den Abschiedsschmerz totzuschlagen.

Im Singang zieht man zur Bahn. Jula und die Kinder gehen heulend mit. Und die Reisefähigkeiten fahren auf georginengeschmückten, bedürftigen Karren.

Im Bahnhof hebt eine mächtige allgemeine Verbrüderung, ein Umarmen, Weinen und Klagen an. So oft ein Signal ertönt, beginnt Jura von neuem alle Tränen- und Schweiperlen des Geschick abzuküßeln und Segenswünsche einzujubeln.

Er umarmt sein Weib, flüstert ihr von einer glücklichen Zukunft vor, und in all den aufgelösten Schmerzschleier eine verschönte Zukunft. Die vielen Monate der Trennung schrumpfen in wenige Tage zusammen. Und danach drückt die paradiesische Art der Sorglosigkeit an wie ein junger aufsteigender Tag.

Derweil steht der Hunger daneben und greift. Und der Tod dengelt seine Sense...

Unter Gedrüll, Tüchern und Güteschreien läuft der Zug davon. Jeder gibt seines Wegs, ruhig und gleichmäßig, als könnte er den andern kaum...

Jula treibt die Kinder vor sich her und rafft sich ihnen zuliebe auf. Sie sieht oft nach, ob das Feuer nicht weiterglimmt, das sie jeden Samstag für die paar armenigen Maibrotte entzündet. Sie unterlucht des Nachts ihr Lager, ob es nicht in Brand stehe, und reißt die Fenster auf.

Und einmal, als sie sich tief herabbeugt, um den Pflaster aus dem Wochsack zu ziehen, und der Holzrand ihr in die Brust schneidet, wird ihr schwindelig und übel. Ein Blutstrom entquillt ihrem Munde. Dann schwindet das Bewußtsein.

Seit dieser Stunde kann sie sich kaum rühren. Wie eine tote liegt sie auf dem Pflaster. Und Jula, die Älteste, das zwölfjährige Kind, wird Mütterchen und Hausfrau.

Nun trägt Jula den Koffer. So hat und holt sie sehnsüchtig erwarteten Briefe, die nicht kommen wollen.

Eines Nachmittags kehrt Jula jauchzend heim. Sie schwingt einen Zettel, daß er durch die Luft flattert wie ein goldener Schmetterling und ruft mit einer Stimme, die vor Seligkeit gackt.

„Vom Vater... vom Vater...“ Der Zettel kündet eine Sendung aus Amerika. Aber der Postmeister mag sie dem Kinde nicht anvertrauen. Die Mutter muß kommen.

Da springt Jula mit beiden Füßen aus dem Bett. Sie ist plötzlich froh und gesund wie ein Fisch, füllt wieder Hitze, Mattigkeit, noch Schmerz — nur Erwartung, Erregung, gehobene Stimmung, die Schwingen verleiht.

Sie zieht Schuhe an, kramt und wäscht sich, als solle sie zur Kirche gehen, und jagt den Gang hinunter wie ein junges Ding.

In der Hast hat sie das Wolltuch vergessen. Aber sie bemerkt es nicht. Sie empfindet die Winterkälte und die Schneeflocken als angenehme Kühlung ihrer inneren Blut. Und die Würde der ausgereiften Frucht ist heute wunderbar leicht.

Altemals kommt sie im Tal an. Die Laterne an der Wegbiegung flackert schon. Die Haustüren sind geschlossen. Hinter den rotverhängenen Fenstervierecken glösen die Dellampen, deren fetter, brenzlicher Geruch auf die Straße bringt.

Der Postmeister ist eben daran, die Postkisten zu schließen. Unwillig reißt er Jula den Zettel aus der Hand, pufft die Lade auf und zu und schmeißt den Brief aus dem Schalter, daß er in weitem Bogen auf den Boden fliegt.

Mit ungeschickten Fingern tastet Jula am Umschlag herum. Da wird der Mann groß und weißt sie hinaus; weicher feiern will.

Jula steckt den Brief unter den Brustflack und stürmt heim. Die Laterne ist jetzt verloscht. Die roten Augen an den Häusern sind geschlossen. Und der Nordwind gebärdete sich wie ein Tobfüchiger.

Gleich glühenden Nadeln fühlt Jula die Eistrisfalle, die er durch die Luft schleudert, und das Schneetreiben benimmt ihr Atem, Aug' und Ohr. Sie zittert in ihrem dünnen Kleid und klammert sich mit allen Wieren an die Bäume, die selbst heben und ädgen.

Unablässig greift sie nach dem Brief, der wie ein Eisumschlag an ihrer weichen Brust fließt. Das Stechen in der Lunge wird zum glühenden Brand, der bis zur Kehle flammt. Und in ihren Eingeweiden wühlt ein ziehender trampfhafter Schmerz.

Auf der Vichtung liegt der Schnee so hoch, daß Jula meterhohe Stapeln gräbt, aus denen sie die erstarrten Beine wie festgefügte Pfosten reißt. Dabei treibt das Weh in ihrem Schoß sie in Verzweiflung und Todesangst.

Dann kann sie nicht mehr. Wie ein ungewohnter Baum fällt sie um und bleibt liegen. Ihre Glieder lösen sich wohligh, und der Schlummer tauscht auf goldenen Fittiden nieder.

Da dreht ein Hüftenreiz sie aus der herlichen Ermattung. Der Schüttel sie, wirft sie hin und her, martert und würgt sie, daß sie zu ersticken meint. Und um ihren Kopf kriechen rote Schlangen, winden sich im Schnee und erstarren...

Als der Morgen dämmert, liegt Jula fest wie eine Holzpuppe, mit blauem Gesicht und geschwellenen Beinen auf dem unendlichen weichen Bahndruck. Die tote Mutter trägt eine sorgenlose Ertränkung verdrückt auf der eingefallenen Brust.

Wohlthätigkeit. Er: „Donnerwetter, jetzt hat mit der Lump von Jagarndänder ein falsches Geldstück herausgegeben.“

Sie: „Kargere Dich doch nicht, das kannst Du ja dem Blinden da drüben geben.“

## Die Schweizerstumpen.

Eine Schmugglergeschichte von Hans Brand.

Zu Zeiten, als der Jucker, der Kaffee und manche andere Waren bei uns in Deutschland mehr als noch einmal so teuer gewesen sind, wie drüben in der Schweiz, da hat sich das unsaubere Gewerbe des Schmuggels noch verlohnt, auch im Kleinen.

Heutzutage ist damit kein rentables Geschäft mehr zu machen, und wer sich nicht auf die kofferweise Durchbringung von goldenen Uhren verlegt, oder auf den klüglichen Sacharinhandel, der ist ein armerlicher Schmuggler und macht sich umsonst Herzklappen, wenn er an die Zollgrenze kommt.

Das Schmuggeln ist vielleicht eine Passion, es liegt für manchen ein gewisser Reiz darin, den heiligen Zoll zu narren, und wenn's nur durch eine Kleinigkeit wäre. Und der jener bildet sich wunder was für eine Heldentat ein, wenn er ein Täfelchen Schokolade unberollt über die Grenze bringt und weiß oft nicht einmal, daß gewisse Mengen Zollfrei eingeführt werden dürfen.

So manch armer Kerl schmuggelt zwei Päckchen Schweizerstumpen und meint jetzt aller Welt Profit zu machen, obwohl bei uns die Zigarren besser sind als die billige Sorte der sogenannten Stumpen, jenen gleichmäßig gerollten Erzeugnissen der schweizerischen Tabakindustrie. Aber die Tabake sind stark fermentiert, „m'r hat au ebbs' z' rauche dra“, sagen die Bauern, und auch für sie gilt das Sprichwort: Verbotene Früchte schmecken gut, und wenn es Holzbirnen wären.

Es ist erstaunlich, auf welche Einfälle die Leute manchmal kommen, um mehr als erlaubt von jenem walderartigen Raufhengeln über die Grenze zu bringen.

Sahen da einmal in einem Grenzort ein paar Männer im Wirtshaus. Die Rede ging von dem und jenem, und weil gerade einer ein Päckchen Florastumpen herumeichte, die er drüben in der nahen Schweiz um 5 Pf. billiger gekauft hatte, kam der Disturs auch aufs Schmuggeln.

Da wußte jeder eine kleine Episode zu erzählen.

Der erste von jenem Manne, welcher Kaffee in einen Sack nähte, diesen auf den Rücken band und sich zur Ueberführung der Grenze den Rock eines Budligen ließ. Man hatte den scheinbar verwachsenen Mann ruhig seines Weges ziehen lassen. Da entfiel ihm der Sack; er büdte sich danach, und er Sack in seinem Hüfter pläzte. Jetzt fielen ihm die Bohren unter den Rockschößen hervor; der Schmuggel kam ans Tageslicht, und sein Verüber ward entsprechend gebüßt.

Ein anderer erzählte: „Meiner Schwiegermutter ist's böß gegangen. Sie war zu Basel bei Verwandten auf Besuch. Als „Kramle“ wollte sie eine große gerucherte Wurst von ein paar Pfund Gewicht mit heimbringen. Die hat sie, weil die Einfuhr von Wurst in solcher Menge verboten ist, an die Hüfte gebunden und zwischen Ober- und Unterleib verpackt. Das schwere Ding hat ihr aber beim Gehen Beschwerde gemacht, und die beiden Zollwächter, welche am Eingang der Zollpassage standen, hatten gleich heraus, daß bei der Frau etwas nicht in Ordnung ist. In die Enge getrieben, hat sie denn auch gleich gefanden, daß sie eine Wurst in den Kleidern verstopft habe.“

Die Beamten sagten ihr nun, daß sie die Wurst nicht einführen dürfte. Jetzt war für sie Holland in Not. In den Läden zurückgehen, wo das Ding gekauft war, ging nicht gut an. Es war zu weit dahin, und in spätestens 20 Minuten aind der Fluß ab. Da rief ihr ein Jökner, die Wurst zu essen. Sie machte ein bößes Gesicht zu diesem Rat, und doch war er der einzig richtige. Aber das Ding allein zu essen, noch dazu in der kurzen Zeit, wäre rein unmöglich gewesen. Da hat sie sich ein Taschenmesser geliehen und jedem Vorbeigehenden eine fingerdicke Scheibe angeboten. Wie sei ihr das Geben so schwer geworden als damals in der Bahnhofshalle zu Basel, sagte sie fast mit Tränen in den Augen nach der Heimkehr.

„Schad“, daß ich nit auch grad 'Basel gewest bin!“ meinte der Steinjokler, der mit einem guten Appetit gegessen war und namentlich gern da mitah, wo es nichts kostete.

Den Vogel abschlehen im Preisgeben von Schmugglergeschichten konnte aber der Fischerzern. Sein Vater hatte dieses Geschäft im Großen betrieben und den badischen Rheintraun den umliegenden Orte allen Bedarf heimlich über die Grenze geschleppt.

Dabei hat es natürlich mancherlei

Erlebnisse gegeben, und der Jenz, der als kleiner Junge schon bei diesem lichtscheuen Treiben mitgeholfen hat, wußte in großpredigerischer Weise zu berichten, wie sie damals die Grenzaußseher an der Rafe herumgeführt hatten, aber doch auch einmal in gefährliche Lagen gekommen seien.

Zum Schluß sagte er: „Ja, das Schmuggeln will halt auch verstanden sein, und wer's noch nie getan hat, der tut's gewöhnlich das erstemal verbummen. Glaubst das, Hanjörg?“

Der Angeredete, ein sehniger Bauer, nahm seine Pfeife aus dem Mund und meinte: „Weiß nit. Hab noch nie so recht geschmuggelt!“

„Dann darfst's auch bleiben lassen. Sonst kånst am End' noch Verzehrde bezahlen müssen in Deinen alten Tagen!“

Den Hanjörg ärgerten die Reden seines Tischgenossen. Der Fischerzern gilt im allgemeinen als ein einfältiger Sprüchmacher, als ein dummer Kerl. Und der Hanjörg, der sich gern für einen recht pfiffigen ansieht, dachte sich: „Wenn das Schmuggeln gar so schwer wäre, hätte es der Jenz nit fertig gebracht.“

Jawohl, die Praxereien des Fischerzern beschäftigten den Hanjörg noch, als er schon vom Wirtshaus heimgegangen war. Er, der Hanjörg, Gemeinderat und Ortsarmenverwalter, sollte es verbummen, wenn es ihm einfallen sollte, einmal zu schmuggeln?

Verbummen? Kann ein gefeierter Mensch überhaupt was verbummen? Hat ihm, seit er Gemeinderat und Ortsarmenverwalter ist, je ein Bürger nachsagen können, er hätte etwas verbummt? Und solch ein Mann sollte nicht ein paar Schweizerstumpen an einem Zollwächter vorbei bringen können?

Es ging dem Frühjahr zu. Der Hanjörg hatte den einzigen Maurer des Ortes beauftragt, ihm die Dungsgrube mit einem Betonmaterial einzuschalen. Jetzt da das Wetter so nach und nach aufging, kam der Maurer und kündigte an, daß er am nächsten Tage anfangen möchte, der Bauer sollte für guten Ries sorgen.

Wer in der Gegend glatten, kalkfreien Ries haben wollte, ging in das schweizerische Dorf Rülkingen, hart an der Grenze gelegen. Dort grub man im Rheinortland ganz gleichmäßige, fast kegelige Steine.

Dorthin fuhr auch der Hanjörg am nächsten Morgen mit seinen zwei Braunen, und auf dem Wege fiel ihm die präherische Mahnung des Fischerzern ein wegen der Schmuggel.

Da ward es beschlossen: Der Hanjörg wollte zum erstenmal schmuggeln! Einen Artikel natürlich, auf welchem man ein wenig Profit machen könnte. Zucker? Nein! Salz? Nein! Seidenstoffe? Nein! Seine Töchter dabei schafften sich selber genug von diesen teuren Fezen an.

Also Schweizerstumpen! Marte Drmont, die man im Deutschen gar nicht bekommen konnte.

Der Hanjörg brauchte mehrere Wagen Ries; er tam also einige Male nach Rülkingen und konnte sich auf erlaubte Weise für längere Zeit den Stumpenbedarf beden, denn 50 Gramm sind zollfrei.

In den Ries haben hundert Stumpenpäckchen Platz. Und kein Grenzwachter hätte sich in den Sinn kommen lassen, daß der begüterte Hanjörg in einer Ladung Ries Schweizerstumpen schmuggelt. Die Grenzaußseher stießen mit einem langen Eisenstich in die Heu- und Strohwagen hinein. Könnte es nicht einem von ihnen einfallen, dem Hanjörg in die Anordnung hineinzusehen? Der Hanjörg wollte recht vorsichtig sein. Wo in den Rieswagen keine Stumpen. Und der Bauer strengte seinen Scharfsinn an. Die Sache war doch nicht so leicht. Schon war er in der Grube und überlegte, ob er nicht doch zu dem Mittel des Verstedens im Sande greifen wollte. Da fiel ihm während des Aufstehens etwas ein. So mußte es gehen.

In der schweizerischen Ortschaft hielt er denn beim Wirtshaus an, trank einen Schoppen Roten und ging hernach in den Laden nebenan, wo er sich zehn kleine Päckchen Drmontstumpen erkand und sie darauf verpackt.

Am deutschen Zollposten fand ein alter graubärtiger Grenzaußseher. Die Strahe war um diese Nachmittagszeit leer, der Dienst eher langweilig als anstrengend. Da tam den nahen Wiesweg von Rülkingen her ein junger Beamter des Zollamtes, der seinen freien Nachmittag zu einem Spaziergange über die Grenze benützte hatte.

Grenzaußseher Meier! Es wird bald ein Bauer kommen, der Stumpen oder Zucker schmuggeln will. Ich habe es von der Ferne nicht so genau sehen können. Der muß vorgeführt werden!“

Der alte Meier schmuggelte. Sollte das der Hanjörg sein, der im Dorfe

Gemeinderat und Ortsarmenverwalter ist? Vor mehr als einer Stunde war er in die Schweiz gefahren, Ries zu holen, wie er sagte. Geviß wird er die Ware in seiner Ladung verborgen haben. Doch der Beamte belehrte den Zollwächter eines anderen, und beide freuten sich des Spahes.

Schon hörte man den Hanjörg auf der Strahe knallen. Er schritt in Hemdärmeln daher. Seine Zoppe hing nach Fuhrmannsart an dem Rummethorn des Reitpferdes. Es war ein Märztag, aber die Sonne hatte sich noch nicht bidden lassen, und ein kalter Wind strich über die immer noch grauen Wiesen. Zum Geben in Hemdärmeln also kein Wetter.

Der Grenzaußseher trat an das Gefährt heran. „Wieder z'rid, Hanjörg. Mit Zollbares dabei?“

„Zollbars? Ein halber Liter Schweizerrotten im Magen. Sonst nit!“

Der Grünrod sagte: „Schöner Ries ist's, was sie da z' Rülkingen haben. So gleichmäßig. Ein Steinle wie's andere. Was kost jetzt der Wagen?“ Und er wühlte mit der Hand in dem Grobhand herum.

Der Bauer dachte: „Gott sei Dank, daß ich meine Stumpen nit im Ries hab.“ Der Grenzer hätte sie mir schon rausg'wühlt!“ Die Pferde aber waren stehen geblieben.

Inzwischen trat der Zollwächter nahe zu dem Fuhrmann hin. „S' ist heut ein windiger, unfreundlicher Tag, Hanjörg! Und Ihr seid so lustig. Mich friert's in meinem biden Mantel da. Ist Euch Euer Rod zu warm?“

Der Hanjörg ward verlegen. „Ja, der ist mir z'schwer!“ kam es flötend von seinen Lippen; da war das Unglück schon geschehen.

„Lacht sehn, den schwarzen Mittel“, hatte der Grenzer gesagt und das Klebungskleid vom Plage genommen — da war die Bescherung. Ein Bündel blauer Stumpenpäckchen hing wohlgeput am Rummethorn.

Der Hanjörg traute sich hinter dem rechten Ohr. Als armer Sünder ward er auf's Zollamt geschleppt. Die Schmuggelidee ist bei ihm auf zirka 40 Mark zu stehen gekommen, und für den Spott hat er nicht zu sorgen brauchen.

Da hat er den ehrlichen Schwur getan: „Einmal, und nit mehr! Bist halt doch zu dumm gewesen, Hanjörg.“

## Englischer Humor.

Ein kleiner Junge verkauft an einer Gasse der Straßenbahn Zeitungen. Ein Schauspieler spricht ihn an: „Sag' mal, Junge, willst du vielleicht eine andere Beschäftigung haben?“ — „Ja, mein Herr, was ist es denn?“ — „Mein Direktor braucht einen Narren für sein neues Theater!“

„Oh“, antwortete der Junge, „braucht er einen? Will er Ihnen kündigen, oder will er zwei haben?“

Jonny hat gehört, daß das Dienstmädchen entlassen werden mußte, weil sie einige Male ohne Erlaubnis seiner Mutter abends das Haus verlassen hat. „Mama“, fragt Jonny tags darauf, „war das sehr schlimm, was die Anna getan hat?“ — „Ja, das war ganz abheulich, so eine Person kann ich nicht um mich haben, die mußte ich auf der Stelle entlassen.“ — „Mama, wann wirst du denn Papa entlassen?“

William kommt zu den Universitätsferien in seine kleine Vaterstadt. Mit großartigen Hofen, einem ganz modernen Rod und einer herausfordernden Strawatte betritt er das Arbeitszimmer seines Vaters. Dieser sieht ihn erschaut und erschroden an, denn brummt er: „Junge, du siehst aus wie ein alberner Affe!“ In diesem Moment tritt ein alter Freund und Studiengenosse von Williams Vater ins Zimmer. Als er Williams sieht, eilt er auf ihn zu, schüttelt ihm die Hand und sagt: „Junge, du siehst heute wahrhaftig aus wie dein Vater, als er 20 Jahre alt war und mit mir zusammen studiert hat!“ — „Ja“, meint William, „das hat mir mein Vater auch eben gesagt!“

— Gütergemeinschaft Herr: „Was ist denn das für ein Dömb, mit dem Zeichen A. K.?“ — Dienstmäddchen: „Ach, das ist von meinem Bräutigam, das habe ich neulich mitgewaschen. Aber jeden Sie's nur ruhig an, der hat auch von Ihnen schon welche getragen.“

— Opferwillig. Ach, Kerl, willst du mich jetzt schon verlassen? — Ich muß, meine Liebe! Jehn Jahre meines Lebens gab' ich dazu, wenn ich noch länger bleiben könnte — aber es kann nicht sein; denn gehe ich jetzt nicht zur Regelpartie, muß ich Citra' zahlen.“